

Ingrid Artus
Rainer Trinczek
(Hg.)

Über Arbeit, Interessen und andere Dinge

Phänomene, Strukturen und Akteure
im modernen Kapitalismus

Rudi Schmidt zum 65. Geburtstag

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN: 3-87988-809-4
1. Auflage, 2004

© 2004 Rainer Hampp Verlag München und Mering
Meringerzeller Str. 10 D – 86415 Mering
www.Hampp-Verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Mikroverfilmungen, Übersetzungen und die Einspeicherung in elektronische Systeme.

∞ *Dieses Buch ist auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.*

*Liebe Leserinnen und Leser!
Wir wollen Ihnen ein gutes Buch liefern. Wenn Sie aus irgendwelchen
Gründen nicht zufrieden sind, wenden Sie sich bitte an uns.*

Inhalt

Vorwort der HerausgeberInnen 7

Ingrid Artus/Hans-Joachim Gergs
Bewusstsein und Interesse. Über das Leben und Werk von Rudi
Schmidt im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik..... 11

I. Politik und soziale Ungleichheit

Günter Bechtle/Dieter Sauer
Die Fordismusanalyse von Antonio Gramsci als Beispiel einer
historisch-materialistischen Soziologie 43

Joachim Bergmann
Die Reichen werden reicher – auch in Deutschland. Die Legende
von den moderaten Ungleichheiten..... 57

Markus Pohlmann
Die Meuterei auf der Bounty – Über Revolutionen und einige
der Mythen, die sich um sie ranken..... 77

II. Soziologie der Angestellten

Ulf Kadritzke
White-Collar Blues. Über Angestellte im modernen und im
neuesten Kapitalismus..... 101

Renate Liebold
,Vater Morgana': Über erfolgreiche Männer und abwesende
Väter..... 123

Markus Pohlmann

**Die Meuterei auf der Bounty –
Über Revolutionen und einige der Mythen,
die sich um sie ranken**

Seit die Bounty am 23. Dezember 1787 England verlassen hat, bewegt sie sich auf einem Meer von Legenden. Vielleicht ist ihre Geschichte unvergessen, weil sie im Zeitalter heroischer Seefahrten spielt; vielleicht, weil Glanz und Glorie des britischen Empires sie illuminierten. Wahrscheinlicher ist, dass wir sie alle (zumindest auf Zelluloid gebannt) kennen, weil es in ihr um den Aufstand der Vernunft gegen die Tyrannei geht – um jenes zeitlose Thema, das die Menschen seit Anbeginn umtreibt und insbesondere die in der Wissenschaft gestrandeten, revolutionären Gemüther immer noch bewegt. Zu schön ist diese Geschichte des Aufstands gegen einen tyrannischen Kapitän, der seine Mannschaft um das Kap Horn und die halbe Welt peitscht, um mit Brotfrüchten die Sklaverei auf den Plantagen zu unterstützen. Und von seinem noblen Master's Mate, Fletcher Christian, der sich in einem Akt der Verteidigung von Vernunft und Menschenwürde auflehnt, um danach in die gerechtere Welt eines Südseeparadieses zu entfliehen. Nicht zu vergessen die geschundene Mannschaft, die in ihm ihren Hoffnungsträger und Wegbereiter eines besseren Lebens findet.

Hätte die Geschichte nicht tatsächlich stattgefunden – man hätte sie erfinden müssen. Und genauer betrachtet sind viele ihrer erzählerischen Ingredienzen genau dies: erfunden. Ihre filmische und romaneske Nacherzählung hält einer historischen Prüfung nicht stand. Anderes, wie z.B. das Ende der Geschichte, wird im Regelfall erst gar nicht miterzählt. In der Art, wie sie übertreibt, Mythen strickt und Fakten auslässt, ist sie nicht nur einem alltäglichen, sondern auch einem wissenschaftlich glorifizierenden Verständnis von Revolutionen sehr nahe. Anders gesagt, sie gleicht in einigen ihrer Ausschmückungen und Auslassungen dem Revolutionsverständnis der marxistisch-bürgerlichen Romantik. Sie steht aber nicht nur im Zentrum der folgenden Abhandlung, weil es reizvoll ist, einige der Mythen, die sich um sie ranken, aufzuklären; vielmehr scheint sie mir

als kleine Geschichte geeignet, über einige soziologische Merkwürdigkeiten der großen Revolutionen etwas zu sagen. Natürlich werde ich dabei skizzenhaft bleiben müssen und selbst gezwungen sein, auf die Darstellung vieler historischer Details zu verzichten. Die Absicht hierbei ist aber nicht so sehr eine historische. Ziel ist es vielmehr, einen kleinen Beitrag zur Soziologie der Revolutionen im Sorokinschen Sinne zu leisten. Das heißt, die „sehr seltsamen und romantischen“ Erscheinungen einer Revolution mit den Theorien und Mitteln eines Sozialforschers¹ zu betrachten (Sorokin 1928: 38). Mein Augenmerk ist dabei auf die Soziologik der Revolution gerichtet, erläutert am Beispiel der Meuterei auf der Bounty. Auch wenn es nicht *in allen Einzelheiten* für die Dynamik großer Revolutionen stehen kann, ist es doch geeignet, einige kulturbedeutsame Mechanismen revolutionären Wandels auf den Punkt zu bringen. Um die idealtypischen Annahmen in diesem Entwurf einer Soziologik der Revolution zu unterfüttern, werden als weitere Referenzen die Französische und die Badische Revolution herangezogen. Sie sind Paradebeispiele für einen *endogenen* revolutionären Wandel,² dessen „Soziologiken“ auch bei anderen als nur bei den sog. bürgerlichen Revolutionen beobachtet werden können. Gleichwohl ist mit einem solchen Entwurf nicht beansprucht, dass *alle* Revolutionen sich diesem trefflich fügen,³ sondern dass er für ein *kulturbedeutsames Muster* steht, das durch andere ergänzt werden kann.

1. Vorspiel

Am 10. Mai 1793 ruft Robespierre in seiner Rede zur Revolutionsverfassung aus:

„Die Zeit ist gekommen, jeden zu seiner wahren Bestimmung aufzurufen. Der Fortschritt der menschlichen Vernunft hat diese große Revolution vorbereitet, und gerade ihr seid es, denen die besondere Pflicht auferlegt ist, sie zu beschleunigen“.

-
- 1 Sorokin verwendete an dieser Stelle noch den Begriff des „Naturforschers“ (Sorokin 1928: 38).
 - 2 Unterschieden werden davon können exogen induzierte Revolutionen, in denen zu einer vorhandenen Systemalternative gewechselt wird (z.B. in Osteuropa oder Ostdeutschland) oder eine Kultur mit bereits etablierten gesellschaftlichen Institutionen eine andere erobert (z.B. in Mittelamerika).
 - 3 Hier halte ich es eher mit der Ellul'schen Vorstellung, dass eine allgemeine Theorie der Revolution zu viele historisch unterschiedliche Umstände einbeziehen muss, um als Erklärung erfolgreich zu sein – es sei denn, man formuliert sie auf höherem Abstraktionsniveau (vgl. Ellul 1974).

Ein Jahr später, im Juli 1794, sorgt diese Beschleunigung für Robespierres vorzeitiges Ende. Er wird hingerichtet. Seine Rede aber hat sein Ende überdauert. Sie steht für eine neue Wahrnehmung historischer Zeit (Koselleck 1979). Die Zeitwahrnehmung wird linearisiert und mit ihr die Semantik der Revolution. Revolutionen erscheinen nun als das historische Vehikel der Beschleunigung des Fortschritts. Revolutionen, so sagt es Marx (1850/1960: 85) dann später, sind die Lokomotiven der Geschichte. Die Zukunft wird umdefiniert. Sie wird nicht mehr als ewige Wiederkehr des Vergangenen verstanden,⁴ sondern sie scheint auf bessere Zeiten ausgerichtet. Damit wird zugleich die Semantik des althergebrachten Revolutionsbegriffs auf den Kopf gestellt. Das „*revolvere*“ im Begriff zielt nicht mehr auf Kreislaufbewegungen (z.B. der Gestirne wie bei Kopernikus⁵), sondern auf einen gesellschaftlichen Zündsatz, mit dem die Geschichte vorangetrieben wird. Das Zeitverständnis, dem auch der Revolutionsbegriff sich beugte, wird darüber hinaus finalisiert – als führte die Zeit mehr oder weniger zwangsläufig in einen glücklicheren Endzustand. Beides, Linearisierung und Finalisierung, sorgte für jene neuzeitliche Faszination, die sich mit Revolutionen verband und sich in ihrer romantisierten Fassung bis heute hält. Dass die Fakten sich dieser Fassung nicht fügten, tat der Romantisierung der Revolutionen keinen Abbruch, ganz im Gegenteil. Diese Trias aus Romantisierung, Finalisierung und Linearisierung fand nicht nur ihren Niederschlag im Alltagsverständnis von Revolutionen, sondern auch in den neu entstehenden Sozialwissenschaften. Von Auguste Comte über Hegel bis zu Marx und Spencer, die Theoriekonstruktionen wurden mit mehr oder weniger Finesse auf eine Linearisierung und Finalisierung sozialen Wandels ausgerichtet. Wer nun Revolution macht, so möchte man polemisch mit diesen theoretischen Wegbereitern sagen, befindet sich auf dem richtigen Weg – und war es doch der falsche, so wird die „List der Vernunft“ oder die „Evolution“ es schon richten. Zwar hat sich dieses romantische Zutrauen in den Sozialwissenschaften mittlerweile etwas verloren, gleichwohl zeigt sich die Revolutionssemantik bis heute davon berührt.

2. Wann und warum heben Revolutionen an?

Am 28. April 1789, sieben Tage bevor in Frankreich die Generalstände zusammentreten und die Französische Revolution ihren Anfang nimmt, beginnt die

-
- 4 Oder sie wird nicht mehr, wie in der antiken Philosophie, einem natürlichen Kreislauf von Geburt, Wachstum und Verfall politischer Formen zugeordnet (vgl. dazu auch Marcuse 1965: 133).
 - 5 Dessen Hauptwerk über die Kreislaufbewegungen der Gestirne hatte schließlich den Titel „*De revolutionibus orbium coelestium libri VI*“.

Meuterei auf der Bounty. Es geschah, als die Bounty die schlimmsten Reiseabschnitte und Passagen bereits hinter sich hatte. Es ging nach Hause. Man hatte genügend Proviant und Wasser an Bord, auch wenn die Portionen rationiert waren. Die Matrosen hatten viele Wochen Spaß und Erholung hinter sich. Sie kamen aus dem Südseeparadies Tahiti, als die Spannungen an Bord sich revolutionär zuspitzten. Auch vor dem Ausbruch der Französischen Revolution erlebte die Wirtschaft in ganz Frankreich eine Blütezeit. Seit 1720 war die Ökonomie durch Außenhandel und Industrialisierung in Frankreich im Wachstum begriffen, wenn auch durch kurzfristige Krisen unterbrochen. Dasselbe gilt für die Badische Revolution 1848. Jedes Mal erlebte die Wirtschaft nach einer Baisse wieder einen deutlichen Aufschwung, bevor die Revolution losbrach.

Dies erstaunt vor allem dann, wenn man die Verelendung und Verschlechterung der ökonomischen Verhältnisse für einen wichtigen Ausgangspunkt von Revolutionen hält. Für diese Verelendungstheorie in ihrer Einfachversion zeichnen eher die Marxisten als Marx zuständig. Sie entwickelten jene marxistische Verelendungsromantik, in der Verarmung und Aufstand der Massen Hand in Hand gehen und die heute noch im Alltagsverständnis von Revolutionen eine wichtige Rolle spielt. Natürlich war auch die Marxsche Theorie nicht ganz frei von einer solchen Annahme, auch wenn sie komplexer gestrickt war. Sicher ist jedenfalls, dass diese Annahme in den marxistischen Einfachversionen der Verelendungstheorie angesichts des tatsächlichen Revolutionsgeschehens aufgegeben werden muss.

Es scheint statt dessen gewinnbringender, zunächst in Anlehnung an Coleman (1991) die Akteursrationalitäten während der Revolutionen zu ergründen und für ihre Erklärung in Anschlag zu bringen. Coleman diagnostiziert in einem Vergleich von unterschiedlichen Revolutionen eine ähnliche Soziologik, wie sie am Beispiel der Bounty exemplifiziert wurde. Er macht für dieses Ausbrechen von Revolutionen nach Erholungsphasen zwei Erklärungsfaktoren verantwortlich. Auf der einen Seite spielen die Frustrationen der Akteure aufgrund der in der Erholungsphase neu geweckten Hoffnungen und Erwartungen eine Rolle. Aber eine solche Erklärung reicht seines Erachtens nicht aus. Wichtig ist darüber hinaus, dass nach Erholungsphasen auch die Ressourcen für die Organisation der Revolution und für die Mobilisierung anderer Akteure gestiegen sind. Erst beides zusammen führt dazu, dass Revolutionen nicht am tiefsten Punkt der Verelendung anheben, sondern auf halbem Wege zur Besserung der Zustände. Denn hier sind auch die machtpolitischen Chancen wieder größer, die Widerstände der alten Ordnung zu brechen. Coleman argumentiert mit dem subjektiv erwarteten Gewinn aus einer Revolution, der mit der Wahrscheinlichkeit der Beteiligung anderer Revolutionäre und dem Risiko bei einem Misserfolg „verrechnet“ wird. Da diese Beteiligung für eine erhöhte Gewinnchance wichtig ist, müssen Ressourcen und Motivationen gesellschaftlich verfügbar sein, die in einer Baisse der

Ökonomie im Regelfall erschöpft sind. Damit erklärt Coleman auf Basis einer einfachen Akteursrationalität mit ihren gesellschaftlichen Aggregateffekten, was die Geschichte der Revolutionen ohnehin lehrt: dass am tiefsten Punkt der Verschlechterung der Lage auch für Revolutionäre kein Blumentopf zu gewinnen ist.

Aber damit hat man erst die halbe Erklärung. In der Frage der *Destabilisierung des Systems* bleibt die Akteurstheorie Colemans schwach. Hier hatte die Marxsche (nicht die marxistische) Theorie ihre Stärken. In der „Deutschen Ideologie“ machte Marx (1846/1962) klar, dass mit der Zuspitzung des Widerspruchs von Produktivkraftentwicklung und althergebrachtem Produktionsverhältnis dessen Schleier zerreißt. Damit sind die Voraussetzungen für politische Aktionen der Unterworfenen gegeben. Ob diese dann allerdings anheben, ist eine Frage der politischen Organisation. Die von Marx angenommene Dialektik war zwar prima facie plausibel, aber unklar bleibt bis heute, warum der entfaltete Widerspruch als ein labiler Zustand des Systems angesehen werden musste. Dafür gibt es weder empirisch noch theoriearchitektonisch zwingende Gründe, selbst wenn man auf dem theoretischen Terrain der Dialektik bleibt. Bereits Adorno (1966/82) hatte hier ja die Form der negativen Dialektik beschrieben, die sich der Synthese versagt – und hatte damit die mehr oder weniger zwangsläufige Dynamik der Dialektik, die schon Hegel in der „Philosophie des Abendlandes“ in Bredouille brachte, durchbrochen. Die Systemtheorie versteht heute unter einem System viel eher ein zusammenhängendes Set an Strukturen, dessen Zusammenordnung es diesem gerade erlaubt, dauerhaft mit widersprüchlichen Eigenlogiken und Interessen umzugehen. Dabei hat aber die Systemtheorie heute keinen Begriff von Revolution mehr und lehnt auch jene Perspektive ab, die ich im Folgenden stark machen möchte: eine herrschaftsoziologische⁶. Es lohnt sich m.E. die der Revolution vorgängige Destabilisierung des Systems im Herrschaftsentzug zu sehen – und nicht nur, wie Coleman, die Revolution selbst als Herrschaftsentzug zu fassen.

Ich möchte deshalb für den zweiten Teil der Erklärung der Destabilisierung des Systems eher eine Theorie vorschlagen, die mit dem Herrschaftsbegriff operiert und den Herrschaftsentzug als Verweigerung von Anerkennung fasst, also eine radikalisierte Weberianische Fassung des Ordnungsproblems. Dazu ist es allerdings zunächst notwendig, die soziale Beziehung zwischen den Herrschenden und Beherrschten genauer zu analysieren.

⁶ Allen voran hat Niklas Luhmann darauf hingewiesen, dass Herrschaft kein brauchbarer Begriff zur Analyse von Organisation und Gesellschaft mehr sei und dies in seinem letzten Buch zur „Organisation der Gesellschaft“ nochmals bekräftigt (vgl. Luhmann 2000). Er schlägt vor, von Herrschaft auf Ungewissheit als zentralen Begriff umzustellen.

3. Der Tyrann und die Vernunft – Wer lehnt sich gegen wen auf?

In der politisch-liberalen Theorie der Revolution wie in der marxistischen sind Revolutionen in der Regel Kämpfe gegen Unterdrückung. Die Unterdrückten erheben sich gegen ihre Unterdrücker, die Ausgebeuteten gegen ihre Ausbeuter, die Armen kämpfen gegen die Reichen, die Freiheitsliebenden gegen die Herrschaftsversessenen. Es scheint ein historisches Spiel mit klar verteilten Rollen. Im Mittelpunkt stehen sozialstrukturelle Effekte, welche die unteren Stände und Klassen zum Subjekt der Revolution und die oberen Stände und Klassen zu ihrem Objekt werden lassen. Doch sieht man genauer hin, sind es gerade nicht die unteren, unterdrückten und ausgebeuteten Schichten, die regelmäßig eine Revolution vom Zaun brechen.

Auch der Blick auf die Meuterei auf der *Bounty* lehrt uns dies. Die Meuterei wurde ja keineswegs von unten angezettelt, sondern setzte beim ranghöchsten Offizier unter dem Kapitän an, bei Master's Mate Fletcher Christian, der zudem aus einer Familie des gehobenen Bürgertums stammte. Die historischen Analysen der Badischen und der Französischen Revolution zeigen ein ähnliches Bild. Zentrale Figuren der badischen Revolution entstammten gehobenen Bürgerschichten. Hecker war ein Jurist, der sich 1838 als Obergerichtsadvokat in Mannheim niedergelassen hatte und seit 1842 in der badischen Zweiten Kammer als Abgeordneter bzw. Delegierter saß. Und auch Wirth, die zentrale Figur des Hambacher Festes, hatte studiert und war Jurist. Nicht zu unrecht schreibt daher Friedrich Engels:

„Die Kleinbürger, vertreten durch Advokaten, Ärzte, Schulmeister, einzelne Kaufleute und Buchhändler, beherrschten also teils direkt, teils durch ihre Vertreter die ganze politische Bewegung in Baden seit dem März 1848“ (MEW).

Nur, dass Engels „Kleinbürger“ nach heutigen Klassifikationskriterien das Großbürgertum in Baden darstellte. Auch wenn es in den unteren Bevölkerungsschichten und Ständen noch so gären mag, die Revolution geht doch allem Anschein nach oft von oberen Gesellschaftsschichten aus. Robespierre war schließlich auch ein Advokat, und die ganze Französische Revolution eine großbürgerliche Bewegung, der sich die Unterdrückten eher zögerlich anschlossen. „During the Revolution“, so schreibt denn auch Skocpol, „political leadership for the Third Estate was over-whelmingly recruited from the ranks of professionals (especially lawyers), office-holders, and intellectuals“ (Skocpol 1994: 158). Bei diesen Schichten, so Toqueville, handelte es sich zudem noch um jene Teile Frankreichs, bei denen sich der Fortschritt und ökonomische Aufschwung am deutlichsten manifestierte (Toqueville 1856/1960). Natürlich gab es auch Massenunruhen und Aufstände, aber diese waren auch zu nicht revolutionären Zei-

ten keine Seltenheit. Die zentrale Trägerschicht der Revolutionen in Baden und Frankreich war jedenfalls das gehobene, wirtschaftlich erstarkte Bürgertum – und nicht vorrangig die verarmten Bauern und das „Lumpenproletariat“.

Aber auch in Bezug auf die Gegenseite der Revolution führt die marxistisch-bürgerliche Revolutionsromantik in die Irre. Denn keinesfalls ist es in der Geschichte der Revolutionen immer oder auch nur häufig so, dass der Herrschaftsentzug gegenüber dem unerträglichen Tyrannen stattfindet.

Insbesondere Captain Bligh hatte wenig von jenem Tyrannen, als der er – seine Männer um die halbe Welt peitschend – durch die Filmwelt paradierte. Die Überlieferungen sind in diesem Punkt sehr klar. Captain Bligh wendete weniger und mildere Strafen an, als es in der Royal Navy üblich und rechtlich sogar geboten war. Er galt als diszipliniert, kompetent und um das Wohl seiner Matrosen mehr besorgt als viele andere Kapitäne. Die Erkenntnisse, die er diesbezüglich auf seinen Reisen mit Captain Cook sammelte, fanden auch auf der *Bounty* Anwendung. Er verordnete Bewegung, ließ die Matrosen regelmäßig tanzen (zur Crew gehörte deswegen ein Fiddler, der, fast erblindet, nur wegen seines Spiels mit an Bord genommen wurde) und Sauerkraut gegen den Skorbut essen. Sehr vorteilhaft für die Mannschaft war, dass er ein anderes, moderneres Arbeitssystem einführte. Von dem auf den Schiffen der Royal Navy gängigen Zwei-Schicht-System (mit zwei Wachen im vierstündigen Wechsel) stellte er auf ein Drei-Schicht-System um. Aus dem harten Wechsel von vier Stunden Wachen, vier Stunden Schlafen wurde der bequemere von vier Stunden Wachen und acht Stunden Ruhen bzw. Schlafen. Damit konnte Bligh zur damaligen Zeit als ein eher moderner Kapitän mit modernen Führungsmethoden und Arbeitsorganisationsformen gelten.

4. Herrschaft, Autorität und nackte Macht – Zur Soziologie der Destabilisierung des Systems

Warum dann also Meuterei und Revolution? Dies ist nicht nur eines der Rätsel in der Geschichte der *Bounty*, sondern auch eines in der modernen Geschichte der Revolutionen. Denn keineswegs finden Revolutionen zuallererst gegen Tyrannen statt, sondern nicht selten gegen Herrscher mit moderateren Herrschaftsmethoden. Fast scheint es so, als manifestiere sich darin eine Schwäche des Systems. So schreibt Jonas über Ludwig den XVI., den die Revolutionäre später so schnöde hinrichteten:

„Der neue König galt als persönlich integer und moralisch, und er selbst empfand es als ausreichend für die Erfüllung seiner königlichen Pflichten, wenn er sich auch in seinem Amt moralisch und voll guter Absichten zeigte. Er war voller Wohlwollen für das Volk,

die Verbesserung der Lage seiner Untertanen war sein stetes Anliegen. Beim Ausbruch der Revolution legte er das Gelöbnis ab, niemals einen Tropfen vom Blute seines Volkes zu vergießen“ (Jonas 1982: 74).

Darüber hinaus hatte Ludwig der XVI. lange vor seinem Sturz versucht, zahlreiche Reformen durchzusetzen und die Parlamente, die alten obersten Gerichte, wieder eingesetzt. Aus vielen Untersuchungen geht hervor, dass es gerade die Reformversuche des Absolutismus in Frankreich waren, die ihn selbst ins Verderben stürzten, weil sie die erbitterte Feindschaft der Privilegierten auslösten (Jonas 1982: 72, vgl. dazu auch Toqueville 1856/1960).

Im Falle der Bounty wie auch im Falle anderer Revolutionen lohnt es sich deswegen, die Wechselwirkung zwischen Herrschern und Beherrschten genauer anzusehen. Ich möchte im Folgenden zeigen, dass ein Schlüsselement dieses Prozesses der Instabilisierung des Systems in der Frage der Anerkennung zu finden ist. Wichtig scheint mir hier, das Phänomen richtig zu benennen. In meinen Augen spielen weder die Erosion von Macht noch die Machtdeflation (siehe z.B. Johnson 1966/71: 111) eine herausragende Rolle. Vielmehr sind Autoritätsverlust und Herrschaftsentzug die Wegbereiter der Revolution. Auf den Unterschied zwischen Macht und Autorität bzw. Herrschaft kommt es hier an. Sprechen wir von Macht, so ist darin inbegriffen, dass diese nicht notwendigerweise mit Anerkennung einhergeht. Sie kann auf bloßer Sanktionsgewalt oder darauf beruhen, dass die Machtunterworfenen keine oder allein zu vermeidende Alternativen sehen. Autorität und Herrschaft hingegen können ausschließlich auf der Basis von wechselseitiger Anerkennung ausgeübt werden. Gemeint sind soziale Phänomene, die durch die *freiwillige Anerkennung* und die *Einsicht* der Autoritätsgläubigen oder Beherrschten mit konstituiert sind. Im Falle der Autorität bezieht sich die Anerkennung auf Personen, im Falle von Herrschaft auf die gesellschaftliche Ordnung. Autorität wird zugewiesen; sie kann jederzeit (ohne Zustimmung der Autoritätsperson) entzogen werden. Jede Autoritätsperson wird deshalb danach trachten, ihre Autorität zu bewahren. Dies lässt sie von der Entscheidung der anderen Seite ebenso abhängig werden wie diese von ihr. Die dadurch entstehende effiziente und effektive Art der Wechselwirkung ist das Geheimnis jeder funktionierenden Autoritätsbeziehung. Sie ist effektiv, weil sie auf „Einsicht“ und „Überzeugung“ beruht und effizient, weil sie auf das übliche Arsenal einer Machtbeziehung verzichten kann. Denn der Einsatz von Macht ist aufwendig und mühsam, sobald er über die bloße Antizipation von Vermeidungsalternativen hinausgeht. So kennt jeder Matrose auf dem Schiff die Palette von Strafen und weiß, wann er seinen Rang verliert und in Ketten gelegt wird. Dasselbe gilt auch für die Offiziere. Solange die Machtkonstellation nur der Rahmung der Wechselwirkung dient, ist diese produktiv. Sobald aber Macht darüber hinaus im Alltag der Interaktion aktualisiert werden muss, verliert diese

an Produktivität und Geschmeidigkeit. Das Risiko steigt für beide Seiten. Denn unterhalb der Schwelle der Aktualisierung von Strafen und Vermeidungsalternativen besteht auch bei den Machtunterworfenen ein Spielraum im Befolgen von Weisungen, der alltäglich widerständig genutzt werden kann. Bloße Macht- und Erzwingungsverhältnisse sind ebenso aufwendig wie unzuverlässig. Fehlt die Einbettung in eine Autoritäts- und/oder Herrschaftsbeziehung, ist die Revolution einen Schritt näher gerückt. Viele Revolutionen, so meine These, beginnen deshalb mit einem umfassenden Autoritätsverlust der Herrschenden. Eine ebenso empfindliche wie leichtgängige Form der Wechselwirkung bricht zusammen. Die Autoritätsperson wird zum Machthaber degradiert. Damit geht die Leichtigkeit des Herrschens oft unwiderruflich verloren. Die Bounty ist auch hierfür ein Paradebeispiel.

Da es sich bei Autorität und Herrschaft um soziale Zurechnungsprozesse handelt, muss zwingend nicht nur der Autoritätsanspruch des Herrschers, sondern insbesondere die Art der Autoritätszuweisung durch die Untergebenen ins Licht gerückt werden. Dies ist bei der Bounty zwar im Falle der Meuterer (mit einer Ausnahme) nicht mehr möglich, aber interessanterweise im Falle der übrigen Mannschaft und der zurück gekommenen Offiziere. Dort dokumentiert sich der Autoritätsverlust und der Herrschaftsentzug ebenfalls sehr klar. Erst als beides – Autoritätsverlust und Herrschaftsentzug – zusammenkamen, so möchte ich im Folgenden zeigen, hob die Revolution an.

Beginnen wir zunächst mit dem Autoritätsverlust. Bei diesem spielte eine nicht unwichtige Rolle, dass die Mannschaft der Bounty sowohl gut qualifiziert als auch hoch motiviert war. Wie fast immer bei Revolutionen bilden nicht die schlecht qualifizierten, im Sinne des Systems gering motivierten Akteure die Trägerschicht der Revolution, sondern allzu häufig ist das Gegenteil der Fall. Die Revolutionen in Frankreich und Baden sind dafür gute Beispiele. Auch bei der Bounty war die Mannschaft weder gepresst oder schlecht ausgebildet noch ohne überschießende Motivation. Es waren gut ausgebildete Seeleute, die sowohl in der Royal Navy als auch auf Handelsschiffen Dienst taten, und seit dem Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg 1783 in einer tiefen Flaute der britischen Seeschifffahrt festsaßen. Bis 1786 waren im Durchschnitt sieben von acht Matrosen aus der Royal Navy entlassen worden. Sie waren verzweifelt auf der Suche nach einer Beschäftigung. Den Offizieren ging es ebenso. Alle, die auf der Bounty anheuerteten, hatten das Glück, die „Reservearmee der Arbeitslosen“ wieder verlassen zu können. Sie waren sich bewusst, was es bedeutete, endlich wieder in Brot und Arbeit zu sein. Doch darin allein lag ihre überschießende Motivation nicht begründet. Das Ziel der Bounty war darüber hinaus für alle Beteiligten außerordentlich attraktiv. „Otaheiti“ lag in der Luft, jenes Südseeparadies, das seit den ersten Expeditionen die kollektive Phantasie des Empires zum Klingeln brachte. All dies waren keine unwichtigen Voraussetzungen dafür, dass das

Unternehmen dann auf so tragische Weise endete. Enttäuschte Erwartungen und Hoffnungen, ins Leere laufende Motivationen bilden ebenso wie die durch Qualifikationen und Verfügbarkeit von Ressourcen geschaffenen Fähigkeiten, sich machtvoll zu organisieren, wichtige Voraussetzungen für jede Revolution. Aber natürlich keine hinreichenden.

Im Falle der *Bounty* kam zunächst ein fundamentaler Autoritätsverlust des Kapitäns hinzu. Dieser lag nicht in seinen Fachkompetenzen, sondern in der Wahrnehmung seiner sozialen Kompetenzen begründet. In der Wechselwirkung zwischen Kapitän und den einfachen Mitgliedern der *Bounty*-Gesellschaft wurde die Milde bei den Strafen, der verordnete Tanz und Gesang ebenso wenig mit Anerkennung quittiert wie die harten Ernährungsvorschriften zum Wohle der Mannschaft und die alltäglich geforderte strenge Disziplin. Die Mannschaften von britischen Schiffen waren eher das Gegenteil gewohnt. Wenn nötig herrschte eine harte Disziplin vor, abgesichert durch drakonische Strafen. Dort, wo sich Freiräume eröffneten, konnten diese weitgehend disziplinos genutzt werden. Askese und Bewegung wurden so weit wie nötig in den Alltag an Bord integriert, aber nicht der Alltag disziplinar durch sie strukturiert. Es war, als hätten mit Kapitän Bligh Regeln der protestantischen Sekten auf einem Schiff mit den Traditionen der anglikanischen Staatskirche Einzug gehalten. Der moderne Führungsstil des Kapitäns erwies sich so als nur gering anschlussfähig. Er war der Aufgabe und der Situation einer Expedition um die Weltmeere angepasst, aber nicht dem sozialen Umfeld.

Die aus dem Mismatch entstehenden Spannungen verschärften sich, weil dem Kapitän darüber hinaus keine charismatische Autorität zugerechnet wurde (wie z.B. Captain Cook), durch die eine solche soziale Innovation an Bord gedeckt war. Ein letzter Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, war die Tatsache, dass der Kapitän durch (gut dokumentierte) üble Nachrede und persönliche Beleidigungen – die auf solchen Schiffen allerdings keineswegs ungewöhnlich waren – seiner Autorität weiter verlustig ging. Der Autoritätsglaube als Glaube an die (moralische) Überlegenheit einer Person ging verloren. Übrig blieben eine nackte Machtkonstellation und Loyalität gegenüber der Ordnung der britischen Krone.

Die Revolution hob an, so möchte ich im letzten Schritt zeigen, als auch der Legitimitätsglaube an die Ordnung der britischen Krone in Teilen der Mannschaft in Erosion begriffen war. Denn die tahitianische Gesellschaft zeigte eines gewiss: dass die Ordnungsvorstellungen des britischen Empires keineswegs alternativlos waren und dass der „pursuit of happiness“ nicht nur in den USA, sondern auch in anderen Regionen der Neuen Welt mit einer keineswegs geringeren Wahrscheinlichkeit eines besseren Lebens verfolgbar war. Der Glaube an die Ordnung des britischen Empires wurde so in Teilen der Mannschaft nachdrücklich erschüttert. Erst als Autorität und Herrschaftsglaube in Erosion begrif-

fen waren und die Macht nackt zur Anwendung kam, war eine Gelegenheitsstruktur geschaffen, die eine Revolution möglich machte. Hier liegen die zentralen Gründe für die Destabilisierung des Systems. Jedes System, so meine These, das auf Dauer eine Reduktion auf bloße Machtverhältnisse erfährt, wird instabil. Dass Fletcher Christian, den Bligh wie alle anderen Offiziere persönlich ausgesucht hatte und der Bligh viel verdankte, dann die Gelegenheit beim Schopfe griff, war ebenso kein Zufall, wie ich vorher zu zeigen versucht habe, wie der Prozess der Entstehung dieser Gelegenheitsstruktur. Auch in William Blighs Fall musste also der Machthaber nachträglich zum Tyrannen gemacht werden, weil es sonst der Meuterei an vordergründiger Plausibilität fehlte. Wie in vielen anderen Fällen zeigt jedoch die hintergründige Plausibilität, dass die Tatsache, dass er gerade dieses nicht war – ein Tyrann – nicht unwesentlich zur Revolution beigetragen hatte.

Dieser schleichende Autoritätsverlust und die Reduktion von Herrschaft auf Macht waren bei der Französischen Revolution ebenso am Werke. Sie trafen Ludwig den XVI. und seine Gattin, Marie Antoinette, weitgehend unvorbereitet. Erst die schillernde Halsbandaffäre, die einen Kardinal ins Gefängnis und wieder hinaus brachte, machte den Herrschaftsentzug für König und Königin manifest. Sie wurden durch das von ihnen selbst wieder eingerichtete Parlament bloßgestellt. Autoritätentzug und Legitimitätsverlust der absolutistischen Ordnung waren hier bereits in vollem Gange. Da sowohl die Monopoleliten (Elias 1983) als auch der Amtadel und das Bürgertum die bankrotte absolutistische Ordnung⁷ infrage stellten, war der Streich der Generalstände am 4. Mai 1789 nur noch folgerichtiger Ausdruck eines weitreichenden Herrschaftsentzugs, keineswegs sein Beginn (vgl. dazu auch ausführlich Jonas 1982: 72ff.). Dieser wurde um so gnadenloser geführt, als im Lichte einer neuen Ordnung freier, gleicher und brüderlicher Menschen der König nur noch als skrupelloser, intriganter Machthaber erschien.

5. Zwischenspiel: Tahiti, das Paradies und die Revolution

Jede Revolution erscheint gesellschaftlich nicht so sehr als Kalkül, denn als Akt politischer Transzendenz. Man muss an sie glauben. Gäbe es kein irdisches Paradies, auf das sie verweisen könnte, so wäre sie gleich weniger wahrscheinlich. Selbst wenn mit diesem Paradies das Goldene vom Himmel versprochen wird, Gerechtigkeit auf Erden, Gleichheit, Freiheit und Glück – auf die tatsächliche Einlösbarkeit dieser Versprechen kommt es nicht so sehr an. Denn gleichviel, worauf diese gründen und wie unerreichbar ihre Einlösung erscheinen mag, sie

⁷ Elias spricht hier von einer Versteinierung der Etiketteapparatur.

werfen einen Schatten der Zukunft auf die fesselnden Verhältnisse und wecken so den Mut zur revolutionären Aktion. Im Falle der Bounty versprachen die Ordnungsprinzipien der tahitianischen Gesellschaft den Europäern nicht wenig. Für die Modephilosophen des 18. Jahrhunderts war Polynesien das Reich der edlen Wilden, welches noch im paradiesischen Naturzustand verharren konnte – der lebendige Beweis, dass Rousseau Recht hatte. Zu diesem tahitianischen Glücksversprechen gehörte die weitgehende Aufhebung der Klassenunterschiede (es dominierte eine nur gering statusdiskriminierende wechselseitige Anerkennung der Menschen), die sexuelle Revolution in den Reproduktionsverhältnissen (es herrschte in den Augen der Europäer eine große sexuelle Freizügigkeit vor) und die Aufhebung des Privatbesitzes an Produktionsmitteln (durchgängig war eine starke Orientierung am Gemeineigentum mit einem geringen Maß an Besitzdenken vorfindbar). Die Sozialisierung der landwirtschaftlichen Produktionsmittel war hier weitestgehend Realität. Zudem war Tahiti weitgehend autark. Es wuchs dort alles, was man zu einem guten Leben brauchte, ohne dass man allzu viel dazu tun musste. Hunger darben musste hier niemand. (Der Preis dafür war allerdings eine Geburtenregulation in schlechten Zeiten, die den Totschlag von Säuglingen bewusst einkalkulierte.) Darüber hinaus gab es feste Gemeinschaftsregeln, sich das Essen zu teilen.

„The Tahitians had several etiquette pattern related to food. One of these was a desire, or more probably a socially enforced custom, to share one's food with anyone who requested it, regardless of the smallness of the available amount“ (Ferdon 1981: 97).

James Morrison, der Bootsmannsgehilfe der Bounty, der 19 Monate auf Tahiti lebte, berichtet in seinem Reisetagebuch, dass ihre Art des Handelns auf wechselseitigen Geschenken basiere, dass es aber nicht üblich sei, noch dem größten Fremden etwas zu verweigern, dessen er bedürftig war. Sei es Essen oder alles andere (vgl. dazu Morrison 1935: 165), Armut in einem europäischen Sinne existierte auf den Inseln nicht. Das, was den Europäern auf ihren Schiffen als weit verbreitetes Stehlen der Tahitianer erschien, war in Wirklichkeit Teil eines Gebens und Nehmens, in dem Privateigentum weitestgehend im Gemeineigentum aufgehoben war (vgl. dazu auch Lummis 2000: 43). Obwohl Tahiti eine sehr hierarchische Gesellschaft war – mit Oberhäuptern, die religiöse und weltliche Macht vereinten – waren die hierarchischen Unterschiede eher symbolischer als materieller Natur. Auch die sexuelle Promiskuität hatte für die Seeleute paradiesische Züge, selbst wenn es einige Regeln zu beachten gab. Singles konnten so promiskuitiv sein, wie sie nur wollten. Inzest war hier das einzige Tabu (vgl. dazu Danielsson 1956: 177ff.). Nach der Hochzeit änderte sich dies. Eine verheiratete Frau konnte nur noch mit den Blutsbrüdern und besonders ausgezeichneten Gästen des Ehemanns verkehren (vgl. zur „Treue“ auch Lubbock 1886: 85f.). Jeder sonstige Verkehr war tabu. Ähnliches galt für die Ehe-

männer (vgl. Danielsson 1956: 177ff.). Doch auch diese Regeln schienen den britischen Seeleuten so freizügig, dass sie sich in dieser Hinsicht bereits im Paradies glaubten. Eine Revolution bedeutete also nicht nur ein hohes Risiko (die Royal Navy verfolgte Meuterer unerbittlich rund um den ganzen Erdball), sondern versprach auch eine Rückkehr ins Paradies. Aber wie immer war dies nicht Ziel oder Grund der Meuterei, sondern nur das gleißende Licht einer besseren Zukunft, das die Revolution erleichterte.

Es war das gleiche gleißende Licht, das nicht zuletzt auch in Frankreich die Revolutionäre bewegte. Allen voran Robespierre wollte die reine Lehre Rousseaus und mit ihm paradiesische Zustände verwirklichen. Es ging darum, eine Republik zu schaffen, in der es weder Reiche noch Arme geben und die Lösung der Freiheitsfrage jene der Gleichheitsfrage implizierte. Und was wäre die Französische Revolution ohne jene berühmteste aller historischen Revolutionslosungen gewesen: frei, gleich und brüderlich?

6. Nach der Revolution: Die Macht in den Händen der Revolutionäre

„Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers kommt, alles entartet unter den Händen der Menschen“ (Rousseau 1762/1993: 9). Mit den „Entartungen“ der Revolutionen lassen sich Bände füllen. Das ist altbekannt. Die Schreckensherrschaft der Jakobiner während der Französischen Revolution ist hier nur ein Beispiel unter anderen. Verglichen mit dieser ging es auf der Bounty noch glimpflich ab. Der Kapitän und Teile der Mannschaft wurden ausgesetzt (ein Todeskommando, das nur mit Glück, der Erfahrung und der Disziplin von Captain Bligh gut ausging)⁸ und die Brotfrüchte über Bord geworfen. Aber die „Entartungen“, so blutig und kriminell sie im Regelfall sind, geben keine großen Rätsel auf. Vielmehr gehört es ja zur Gesinnungsethik vieler Revolutionäre, diesen Blutzoll billigend in Kauf zu nehmen.⁹ In Frankreich jedenfalls erschien schnell die Guillotine als „Stein des Weisen“ und die Revolutionsregierung schuldete nach Robespierre ihren Feinden nichts als den Tod (Robespierre 1793/1987: 392).¹⁰ Aber das ist nicht der Aspekt der Revolution, der uns hier

8 Captain Bligh vollbrachte die Navigationsleistung seines Lebens und brachte die ausgesetzte Mannschaft 6700 Kilometer später an ein rettendes Ufer.

9 So ist z.B. nach Marcuse die revolutionäre Gewalt als Gegengewalt gerechtfertigt worden, als Gewalt, die notwendig ist, um höhere Formen der Freiheit gegen den Widerstand der etablierten Formen zu sichern (vgl. Marcuse 1965: 137).

10 Der „Despotismus der Freiheit“ wurde gegen den Despotismus der Tyrannei gesetzt (vgl. dazu auch Marcuse 1965: 134).

interessiert. Im Mittelpunkt steht nun vielmehr die Frage, was zum Zeitpunkt passiert, an dem die Revolutionäre die Macht mehr oder weniger unhinterfragt in den Händen halten. Welche Art von Ordnung entsteht aus dem Chaos der Revolution? Hier gibt die Geschichte einiges an Rätseln auf, die uns im Folgenden beschäftigen sollen.

So war z.B. das napoleonische, nachrevolutionäre Frankreich in den Augen vieler näher am Despotismus als noch das Frankreich Ludwig des XVI. Für Toqueville war die Revolution nur ein Schritt vom milden Absolutismus der Bourbonen zu der Tyrannei Napoleons (Toqueville 1856/1960, vgl. dazu auch Jonas 1982: 101). Napoleons Herrschaft jedenfalls war mit den Zielen der Revolution nicht vereinbar. Auch die personelle Besetzung der nachrevolutionären Bühne war von den sozialstrukturellen Positionierungen wieder die alte. „The men who ruled France after the Revolution were bureaucrats, landowners, soldiers, commercial and financial capitalists, much as before“ (Skocpol 1994: 158). Die Badische Revolution, die ja scheiterte, hinterließ ebenfalls eine autoritäre preußische Herrschaft. 5% der badischen Bevölkerung wanderte sogleich aus, später folgten diesen noch viele Badener in die Neue Welt nach. Waren dies Einzelfälle oder gehört es zu den Gesetzmäßigkeiten von Revolutionen, dass der nachrevolutionäre Zustand der Gesellschaft oft schlechter ist, als der vorrevolutionäre? Werfen wir wieder einen Blick auf die Meuterer der Bounty.

Zunächst zeigte sich, wie bei anderen Revolutionen auch, dass wir es keineswegs mit einer „levée en masse“ zu tun haben. Ein kleiner Kreis von Revolutionären zwingt oft einen größeren Kreis von Indifferenten und Abwartenden, aber auch von Gegnern der Revolution zum Mitmachen. So war es auch im Falle der Bounty. Als die Meuterer Captain Bligh im Beiboot aussetzten, 6700 Kilometer von der nächsten sicheren Küste entfernt, war dies, wie gesagt, ein echtes Todeskommando. Trotzdem reichten die Plätze im Beiboot nicht aus. Die Mannschaft war geteilt und der Wille einiger, der Meuterei zu entkommen, sehr groß. Seeleute mit wichtigen Funktionen wurden von den Meuterern zwangsweise auf der Bounty gehalten. Die Meuterer der Bounty und die Zwangsrekrutierten, insgesamt 25 Matrosen und Offiziere, segelten dann zunächst nach Tahiti zurück. Auch hier zeigte sich ihre große Uneinigkeit. Die Mehrzahl von ihnen verstreute sich auf Tahiti. Aber neun Seeleute, unter ihnen die Offiziere Fletcher Christian und Edward Young, flohen zusammen mit sechs männlichen Tahitianern, unter ihnen eines Häuptlings Sohn, 12 tahitianischen Frauen und einem Baby weiter auf die unbewohnten Pitcairn-Inseln. Hier konnten sie von vorne anfangen. Sie waren frei im Etablieren einer neuen Ordnung. Sie waren im Paradies. Essen und Trinken gab es zu genüge, für Frauen und „Gesellschaft“ war gesorgt. Welche Ordnung etablierte sich nun in dieser Hobbesianischen Situation?

Es war die alte, nur in schlimmerer Verfassung. Zunächst wurden die Rangunterschiede der britischen Marine aufgehoben. Damit war die Gesellschaft der

Britten auf der Insel weitgehend führungslos. Dies äußerte sich u.a. darin, dass die Bounty in einem nächtlichen Streich ohne Information und gegen den Willen der Offiziere verbrannt wurde. Sie sollte die Meuterer nicht verraten können. Damit war eine sichere Rückkehr ausgeschlossen. Schnell wurde das alte Besitzdenken dominant und das Land in Parzellen auf- und zugeteilt. Dasselbe galt für die Frauen. Sie wurden zugeteilt und ausgelost, wobei erst die britischen Seeleute versorgt wurden, bevor die tahitianischen Männer zum Zuge kamen. Mit der in der tahitianischen Kultur üblichen sexuellen Freizügigkeit war es sofort vorbei. Die britischen Regeln einer weitgehend kontrollierten Monogamie hielten Einzug. Dabei wurden die tahitianischen Frauen und Männer faktisch versklavt. Obwohl unter den tahitianischen Männern der Sohn eines Häuptlings war, wurde er mit Gewalt zur Sklavenarbeit gezwungen. Aus dem tahitianischen Geben und Nehmen wurde Ausbeutung und Sklaverei, Gemeineigentum wurde in Privateigentum zurückgeführt, Klassenunterschiede, Sexismus und Rassismus etablierten sich schnell wieder in dem kleinen Südseeparadies. Es gab keinen Gesellschaftsvertrag und keine magna charta und damit keine grundlegenden Rechte und Ansprüche. Die Schatten der Vergangenheit hatten die Pitcairn-Gesellschaft schnell eingeholt. Die Revolutionäre fielen schnell auf viel schlechtere zivilisatorische und gesellschaftliche Standards zurück, als sie auf der Bounty oder in England selbst jemals bereit gewesen wären zu erdulden. Aus dem Südseeparadies wurde in den Händen der Revolutionäre eine (auch für einige von ihnen selbst) schwer erträgliche Gesellschaftsform mit wenig paradiesischen Zügen.

Auch unter anderen gesellschaftlichen Umständen scheinen Revolutionen kurz- und mittelfristig selten erfolgreich. Als sichere Ausnahme können jedoch exogen induzierte Revolutionen gelten, in denen zu einer bereits etablierten Systemalternative gewechselt wird (wie z.B. in Osteuropa) oder eine Kultur mit bereits etablierten gesellschaftlichen Institutionen eine andere erobert. Aber oft, wenn es sich um die Frage der *endogenen* Entwicklung durch Revolutionen dreht, scheint Pitirim Sorokin mit seiner Aussage recht zu behalten, dass fast alle Revolutionen nicht die Summe der Freiheit der Völker vermehrt, sondern sie regelmäßig vermindert haben (Sorokin 1928: 33f.). Dies scheint jedenfalls in kurz- und mittelfristiger Perspektive der Fall zu sein. Zu den unintendierten Konsequenzen der Revolutionen gehört es auch, dass sie den Staat in der Regel nicht dauerhaft schwächen, sondern stärken. Folgt man der Analyse Skocpols von mehreren Revolutionen, so gehen die zentralen Institutionen des Staates nach Revolutionen in der Regel gestärkt hervor (vgl. Skocpol 1994: 137). Gemessen also an individueller Freiheit, sozialer Gerechtigkeit und staatlicher Willkür stellen erfolgreiche Revolutionen häufig keinen Fortschritt, sondern in kurz- und mittelfristiger Perspektive einen Rückschritt dar. Zu ihren unintendierten Konsequenzen gehört, dass der nachrevolutionäre Zustand (daran gemessen)

schlechter ist als der vorrevolutionäre. Doch was sind die Gründe dafür? Sind Revolutionäre gute Kämpfer, aber schlechte Herrscher?

Die Gründe dafür sind m.E. nicht bei den Akteuren selbst zu suchen. Denn natürlich gibt es keine psychische oder charakterliche Disposition, die allen Revolutionären eignet. Das Personal der Revolutionen ist diesbezüglich zu bunt zusammengewürfelt, als dass sich eine Theorie des revolutionären Sozialcharakters halten ließe. Unter Anknüpfung an die Kriterien Sorokins (aber nicht an seine Erklärungen) möchte ich statt dessen zumindest drei Faktoren benennen, die in ihrem Zusammenwirken dafür sorgen, dass es häufig zu den nicht intendierten Folgen von erfolgreichen Revolutionen gehört, dass sie die Lebensbedingungen in der Gesellschaft zumindest kurz- und mittelfristig verschlechtern. Der erste und offensichtlichste Punkt ist, dass gesellschaftliche Institutionen nicht einfach abschaffbar sind. Der Kampf des Sozialismus mit der Kirche mag dafür ein gutes Beispiel sein. Anders gesagt: Gesellschaftliche Institutionen wie die Bürokratie, die Kirche, die Bildungseinrichtungen oder die Familie reproduzieren sich auch, wenn ihnen politische Intentionen diametral entgegengesetzt sind – ja sogar dann, wenn ihre Organisationen verboten und abgeschafft werden. Nur die blutige Durchsetzung politischer Intentionen vermag sie temporär außer Kraft zu setzen. Der zweite, weniger offensichtliche Faktor liegt in der sozialstrukturellen Verortung der Revolutionäre. Hebt man den Schleier der marxistisch-bürgerlichen Revolutionsromantik, so sieht man nicht die „Basis“ die Revolution vorantreiben, sondern oft gehobene Schichten. Je mehr aber die Basis der Revolution sich verbreitert, desto unkalkulierbarer werden ihre Effekte, desto unmöglicher wird eine koordinierte Politik. In den Worten Robespierres vom 25. Dezember 1793:

„Die Revolutionsregierung muß zwischen zwei Klippen hindurchsegeln, zwischen der Schwäche und der Tollkühnheit, dem Moderantismus und dem Exzeß: einem Moderantismus, der sich zur Mäßigung verhält wie die Impotenz zur Keuschheit; und dem Exzeß, der der Tatkraft so ähnlich ist wie die Wassersucht der strotzenden Gesundheit“ (Robespierre 1793/1987).

Wenn die Gesellschaft in Bewegung gerät, resultieren daraus nicht selten strafere, oft noch ungerechtere Kontrollanstrengungen als vor der Revolution. Der dritte, am stärksten hintergründige Aspekt liegt in den Traditionen, den lebensweltlichen Selbstverständlichkeiten, Glaubens- und Wertsystemen, die sich nur langsam ändern. Ihre Effekte sind oft verheerend und sollen zu guter Letzt noch einmal ausführlicher am Beispiel des Untergangs der Bounty-Revolutionäre diskutiert werden.

7. Im Off: Die Revolution frisst ihre Kinder

Was in jedem Bounty-Film ausgeblendet wird, ist das traurige Schicksal ihrer Meuterer. Ihr oft gewaltsamer Tod findet im Off statt – und gleicht damit dem Schicksal vieler Revolutionäre. Von den neun britischen Seeleuten auf den Pitcairn-Inseln war innerhalb von zwei Jahren nur noch einer am Leben. Zugleich waren alle tahitianischen Männer tot. Mit einer Ausnahme sind alle eines gewaltsamen Todes gestorben. Mit anderen Worten: Sie haben sich wechselseitig umgebracht. Das Paradies mündete in einem Hobbesianischen Naturzustand. Der Mensch war des Menschen Wolf. Vordergründig war es in der Tat der Kampf um knappe Güter, Konkurrenz und Neid, der die erste Ordnung der britischen Seeleute auf Pitcairn aus den Angeln hob. Ich möchte dies nur kurz am Beispiel des Umgangs mit dem knapp werdenden Gut „Frau“ schildern.

Die vorgenommene Aufteilung der Frauen hatte die britischen Seeleute auf Pitcairn deutlich bevorzugt. Jeder von ihnen nahm exklusiv eine Frau in Besitz, während sich die tahitianischen Männer die übrig gebliebenen drei Frauen teilen mussten. Dieses Arrangement hielt nicht lange. Als die ersten zwei tahitianischen Frauen im Besitz von britischen Seeleuten eines natürlichen Todes starben, wurden die tahitianischen Männer ihrer Frauen beraubt. Die Europäer ließen damit nochmals deutlich erkennen, dass sie die polynesischen Männer keineswegs als Männer mit Rechten anerkannten. Die Situation eskalierte danach schnell. Eine Revolte gegen die Meuterer hob an, der nach und nach mit einer Ausnahme (John Adams) alle Meuterer, aber auch alle tahitianischen Männer zum Opfer fielen (vgl. dazu u.a. Lummis 1999: 90ff.).¹¹

Vordergründig erscheint dies wie ein Rückfall in den Hobbesianischen Naturzustand. Hintergründig haben die Konflikte mit dem starken Nachwirken kultureller Wissensvorräte und Traditionen zu tun. Diese ändern sich in grundlegender Weise nur sehr langsam und reproduzieren sich gleichsam „unsichtbar“ und „still“. Mit diesem sehr langsamen kulturellen Wandel haben im Regelfall auch Revolutionen zu kämpfen. Sie können ihn nur partiell beschleunigen und sind selbst Teil dieser kulturellen Reproduktion gesellschaftlicher Traditionen und Werte. Er ist der unsichtbare Gegner jeder Revolution und gibt Gesellschaften ihren oft konservativen Zug. In Form eines lebensweltlichen Wissensvorrats, den auch die Revolutionäre teilen, reproduziert sich die Kultur der Gesellschaft – ob die Revolutionäre dies wollen oder nicht. Auch auf Pitcairn spielte die Nachhaltigkeit von verschiedenen Kulturen und tradierten Werten eine wichtige Rolle. Man kann im Fall Pitcairn sehr deutlich sehen, dass der kulturelle Wissensvorrat an unhinterfragten Hintergrundüberzeugungen dafür sorgte, dass Tra-

¹¹ Der letzte der Meuterer lebte dann mit zahlreichen Frauen und Kindern auf der Pitcairn-Insel, bis diese sehr viel später von einem Schiff der Royal Navy entdeckt wurde.

ditionen sich auch in dieser neuen gesellschaftlichen Situation auf beiden Seiten durchsetzten. Anders gesagt: Die Revolution revolutioniert im Regelfall nicht die Kultur, sondern umgekehrt: Die Kultur unterläuft die Revolution. Dafür verantwortlich zeichnen Traditionen bzw. tradierte Werte, deren Aktualisierung als *selbstverständlich* erscheint und auf selbstverständliche Resonanz stößt.¹² Es handelt sich um einen unsichtbaren Transmissionsriemen für kulturelle Werte, den ich im Blick habe: jenen einer in Kommunikation nicht-thematischen Aktualisierung von Wertehorizonten. Er sorgt für eine hohe Stabilität in der Reproduktion von Kultur. Im Falle der Bounty entzündete sich der Konflikt zwar an der Verteilungsfrage, aber im Hintergrund prallten unterschiedliche Traditionen und Kulturen aufeinander, deren Selbstverständlichkeiten der anderen Kultur jeweils als fremdartige Zumutung erscheinen musste und deswegen die Konflikte eskalieren ließ. Aber dieser Zusammenprall der Kulturen auf Pitcairn ist ein Sonderfall, der nicht jede Art des endogenen revolutionären Wandels kennzeichnet. Trotzdem verbirgt sich dahinter ein allgemeineres Argument. Das kurz- und mittelfristige Scheitern vieler erfolgreicher Revolutionen in der Generierung einer besseren Ordnung hängt auch damit zusammen, dass diese die unsichtbare Reproduktion von Kultur weder außer Kraft setzen noch bekämpfen kann. Sie ist vielmehr ein Teil derselben und übernimmt deshalb nolens volens viele der althergebrachten Sinnhorizonte (eine Revolution kann immer nur ein Bruchteil der Sinnkondensate verändern). Vielleicht „verkommen“ deswegen viele noch so radikale Revolutionen „in the long run“ zu Gesellschaftsreformen.

So hängt am 14. November 1799 überall in Paris ein Plakat, auf dem zu lesen ist:

„Frankreich wünscht etwas Großes und Dauerhaftes. Die Unbeständigkeit hat es ins Verderben gestürzt; es ruft die Beständigkeit an. Es will nicht das Königtum; dieses ist in Acht getan. Es wünscht jedoch Einheitlichkeit in den Handlungen der Gewalt, die die Gesetze ausführt. (...) Es wünscht als seine Vertreter friedliche Konservative, nicht turbulente Neuerer. Es möchte endlich die Frucht von zehn Jahren Opfern ernten“ (Moniteur, in: Markov 1987: 496).

Doch auch diese Frucht sollte einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen.

12 Geht man von einem Lebenswelt-Konzept aus, das sich von den Husserlschen bewusstseinsphilosophischen Annahmen verabschiedet bzw. diese *kommunikationstheoretisch* reformuliert hat (vgl. dazu z.B. Habermas 1981a,b, 1993, Luhmann 1986, 1997) kann man Lebenswelt als jene nicht-thematischen, vertrauten Verweisungszusammenhänge von Sinnkondensaten fassen (Luhmann 1986: 182), die als „unthematischer“ Horizont des Operierens sowohl der Kommunikation als auch in der Kommunikation vorausgesetzt sind. Mit dem Lebensweltbegriff kann man also den Horizont des Vertrauten, und damit die Grenzen, sichtbar machen, in denen das Problematische seine Thematisierung und Relevanzzuweisung erfährt.

8. Nachspiel – Glanz und Elend der Revolutionen

Die Vergangenheit kann nicht so erzählt werden, wie sie *wirklich war*, sondern nur, wie sie *wirklich ist*. Diesen Satz Wallersteins gilt es ernst zu nehmen, wenn man sich mit dem Glanz und Elend von Revolutionen beschäftigt. Denn Revolutionen sind trotz allem Elend, das mit ihnen einhergeht, in ihrer langfristigen gesellschaftlichen Wirksamkeit nicht zu unterschätzen. Die Legenden, die sich um sie ranken, machen darauf aufmerksam. Sie erzählen ihre Geschichte so, wie sie heute gesellschaftlich „wirklich“ ist. Sie stilisieren ihre schleichenden, evolutionären Wirkungen zum glücklich endenden Drama, zum gewaltvollen Akt unmittelbar wirksamer gesellschaftlicher Befreiung. Deswegen überstrahlt ihr historischer Glanz bis heute ihr Elend. Sie halten sie auf diese Weise gesellschaftlich anschlussfähig.

Revolutionen sind in der Regel aber gerade nicht, als was sie in der Neuzeit firmieren: schlagartige, radikale Umwälzungen im Bau von Gesellschaften. Fast scheint dies ein generelles Merkmal vieler Revolutionen zu sein: dass sie eine (gleichwohl zukunfts offene) Evolution von Werthorizonten beschleunigen, ihre Energie aber in diesem Prozess samt ihren Akteuren gänzlich aufgezehrt und verbrannt wird. Revolutionen sind in der hier entfalteten Perspektive selbst Produkt eines viel langsameren sozialen Wandels, den sie mit noch so revolutionärem Nachdruck nicht determinieren können. Denn auch sie sind im Ergebnis offen und unkalkulierbar. Ihre „Gesetzmäßigkeiten“ sind nicht mehr als *Wahrscheinlichkeiten*, die aus dem sozialen Wandel selbst resultieren. In der Sprache der Evolutionstheorie formuliert: Revolutionen schaffen und erhöhen den Variationspool für gesellschaftliche Selektionen, deren Stabilisierung Regeln folgt, die Revolutionen nicht im Griff haben. Kurzum: Sie sind eine Fortsetzung von Evolution mit anderen gesellschaftlichen Mitteln. Als solche sind sie wichtig. Sie destabilisieren das System kurz, um es langfristig zu stabilisieren. Denn gerade wenn Revolutionen erfolgreich sind, folgen sie einer hintergründigen Grammatik sozialen Wandels, deren erste Regel lautet: Wer zu vieles verändert, scheitert. Im Resultat heißt dies oft: Erfolgreiche Revolutionen ändern nur wenig. Vieles bleibt beim Alten. Gleichwohl sind es ihre möglichen, der Evolution unterworfenen langfristigen Effekte, die ihnen ihren legendären, kontrafaktischen Glanz bisweilen zu Recht bescheren.

„Trotz der sich anschließenden Perioden der Reaktion und Restauration“, so Marcuse, „war das Ergebnis und die objektive Funktion dieser Revolution(en) [der französischen und englischen, d. V.] die Einrichtung liberaler Regierungen, eine allmähliche Demokratisierung der Gesellschaft und technischer Fortschritt. ... Sie setzten damit trotz der schrecklichen Opfer, die sie forderten, ein sittliches Recht durch und nicht bloß eine politisch-historische Rechtfertigung“ (Marcuse 1965: 142).

Ob es dafür aber einer blutigen Revolution bedurfte, hat in diesem Fall die Geschichte entschieden. Aber vielleicht – um mit Marcuse, dem hoffnungslos Revolutionsgläubigen zu enden – ist ja der gewaltlose revolutionäre Wandel erst die sagenhafte *Möglichkeit* unserer Geschichte.

Literatur

- Adorno, T. W. (1966/82): Negative Dialektik. Frankfurt a. M.
- Coleman, J. (1991): Grundlagen der Sozialtheorie, Bd. 2: Körperschaften und die moderne Gesellschaft. München
- Danielsson, B. E. (1956): Love in the South Seas. London
- Ellul, J. (1974): Von der Revolution zur Revolte. Hamburg
- Elias, N. (1983): Die höfische Gesellschaft. Frankfurt a. M.
- Engels, F. (1850/1960): Die deutsche Reichsverfassungskampagne, MEW 7. Berlin
- Ferdon, E. N. (1981): Early Tahiti as the Explorer Saw It, 1767–1797. Tuscon, Arizona
- Habermas, J. (1981a): Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt a. M.
- Habermas, J. (1981b): Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Frankfurt a. M.
- Habermas, J. (1993): Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaates. Frankfurt a. M.
- Johnson, C. (1966/71): Revolutionstheorie. Köln, Berlin
- Jonas, F. (1982): Soziologische Betrachtungen zur Französischen Revolution, hg. v. Hennen, M./Rödel W. G. Stuttgart
- Koselleck, R. (1979): Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt a. M.
- Lubbock, J. (1886): The Origin of Civilization and the Primitive Condition of Man. Mental and Social Condition of Savages. New York
- Luhmann, N. (1986): Die Lebenswelt – nach Rücksprache mit Phänomenologen, Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie Vol. 72, S. 176–194
- Luhmann, N. (1996): Die neuzeitlichen Wissenschaften und die Phänomenologie. Wien
- Luhmann, N. (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft, 2 Bde. Frankfurt a. M.
- Luhmann, N. (2000): Organisation und Entscheidung, Opladen, Wiesbaden
- Lummis, T. (2000): Life & Death in Eden. Pitcairn Islands and the Bounty Mutineers. London
- Marcuse, H. (1965): Ethik und Revolution. In: ders.: Kultur und Gesellschaft 2, Frankfurt a. M.

- Markov, W. (Hg.) (1987): Revolution im Zeugenstand Frankreich 1789-1799, Bd. 1: Aussagen und Analysen. Frankfurt a. M.
- Marx, K. (1846/1962): Deutsche Ideologie. In: MEW, Bd. 3. Berlin
- Marx, K. (1850/1960): Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850. In: MEW, Bd. 7. Berlin
- Morrison, J. (1935): The Journal of James Morrison, Boatswain's Mate of the Bounty describing the Mutiny and subsequent Misfortunes of the Mutineers together with an account of the Island of Tahiti. London
- Robespierre, M. (1793/1987): Über die Grundsätze der Revolutionsregierung. In: Markov, W. (Hg.): Revolution im Zeugenstand Frankreich 1789–1799, Bd. 1: Aussagen und Analysen. Frankfurt a. M.
- Rousseau, J. J. (1762/1993): Emil oder Über die Erziehung, 11. Auflage. Paderborn et al.
- Toqueville, A. de (1856/1960): Der alte Staat und die Revolution. Bremen
- Skocpol, T. (1994): Social Revolutions in the Modern World. Cambridge
- Sorokin, P. (1928): Die Soziologie der Revolution. München